



ANNETTE MINGELS wurde 1971 in Köln geboren. Sie studierte Germanistik und Soziologie und schloss mit einer germanistischen Dissertation ab. Für ihr literarisches Schreiben erhielt sie verschiedene Auszeichnungen, zuletzt 2017 für den Roman »Was alles war« den Buchpreis der Ravensburger Stiftung. Von 1997 bis 2009 lebte Annette Mingels in der Schweiz, danach in den USA und Hamburg. Seit 2018 lebt sie in San Francisco.

Tontauben in der Presse:

- »Das grausame Verhängnis von Liebe und Tod – so intensiv und verstörend ist es kaum je beschrieben worden.« *Michael Braun*
- »Mit virtuoser Lakonie beschreibt Annette Mingels Bilder und Momente, die man nicht vergisst.« *Sandra Kegel*
- »Wie Annette Mingels von Lebensträumen, den Selbstvorwürfen, der Sinnsuche und ihren kleinen Grausamkeiten erzählt, das ist hohe sprachliche und psychologische Kunst.« *Emotion*

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

ANNETTE MINGELS

TONTAUBEN

ROMAN



PENGUIN VERLAG

Erstmals erschienen 2010 unter dem Titel *Tontauben* bei DuMont, Köln.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2020

Copyright © 2020 Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Covergestaltung: Favoritbüro

Covermotiv: © Trevelyan, Julian & Fedden,

Mary/British/Bridgeman Images

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10614-2

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Auch wenn dieses Buch auf einem realen Ereignis beruht, sind Orte, Figuren und Geschehnisse doch fiktional. Den Vorbildern in der Wirklichkeit danke ich für ihre Offenheit.

A. M.

I
DANACH

Es wird kalt. Jeden Tag kommt der Winter ein Stück näher. Gestern hat David die Autoreifen gewechselt. Jetzt, hat er gesagt, können wir in die Berge fahren. Hast du Lust, in die Berge zu fahren? Anne hat den Kopf geschüttelt. Ich glaube, ich möchte lieber hierbleiben, hat sie gesagt.

Es gab eine Zeit, da sind sie jeden Winter in die Berge gefahren. Mit der Fähre aufs Festland. Dann die lange Fahrt. Acht Stunden hin, acht zurück. Die Kinder auf dem Rücksitz. Yola, die sagte, lass uns etwas spielen, und Karen, die irgendwann einwilligte und mit ihrer kleinen Schwester spielte. Ich sehe was, was du nicht siehst. Wer bin ich. Bist du ein Mann? Ja. Bist du berühmt? Ja. Kennt man dich aus dem Fernsehen? Nein. Bist du tot?

Am Sonntag unternehmen sie einen langen Spaziergang. Die Landstraße entlang, vorbei am Campingplatz, auf dem zu dieser Jahreszeit nur noch zwei, drei Wohnwagen stehen, über die Holzbrücke zur Fußgängerzone. Sie setzen sich in ein Café ans Fenster. Schauen die Vorübergehenden an, manche schauen zurück. Als sie auf die Promenade treten, ist der Wind so kalt, dass er an den Wangen schmerzt und die Augen zum Tränen bringt. Noch einen Moment, bittet Anne, als David sagt: Lass uns gehen, ich erfriere.

Noch einen Moment.

Sie tritt an den Rand der Promenade, das Meer ist dunkel und unwillig, ein Vogel kommt auf sie zugeflogen, kurz sieht es aus, als verlöre er die Kontrolle, als könnte der Wind ihn

hin und her schütteln und mit ihm machen, was ihm gefällt. Dann setzt er sich neben sie auf die Brüstung. Er ist sehr weiß, nur das Gesicht ist hinter einer schwarzen Maske verborgen. Er schaut sie abwartend an. Ich habe nichts für dich, sagt sie, nicht einen Krümel.

Der Vogel zuckt rasch mit dem Kopf vor und zurück, blickt nur noch aus den Augenwinkeln zu ihr hin. Als er wegfliegt, scheint der Wind ihn zu tragen. Als habe er die Elemente gerufen. Als seien sie zu nichts anderem da, als ihm zu dienen.

Es ist ein Jahr her – nein: ein Jahr und zwei Tage –, dass sie mitten in der Nacht aufwachten, weil Karen an ihrem Bett stand. Hatte sie etwas gesagt, ihre Namen gerufen? Anne weiß es nicht mehr. Woran sie sich erinnert: Davids Tasten nach seiner Brille auf dem Nachttisch, die Angst in Karens Stimme.

Es geht um Yola, sagte sie, sie ist nicht da.

Ihr plötzliches Verschwinden von der Party, kurz vor oder während Karens Karaokeauftritt. Das Fahrrad, das sie sich von einer Freundin geliehen hatte, ein altes Ding. Statt auf mich zu warten, mir wenigstens Bescheid zu geben, sagte Karen. Nein, keine Ahnung, ob die Lichter gingen. Als sie nach ihrem Auftritt aus dem Fenster schaute, hatte sie gesehen, dass es regnet, aber wie lange schon, wie heftig – ich weiß es nicht, sagte sie. Sie fing an zu weinen.

Hör auf, sagte David, hör jetzt bitte auf, die Bitte wie eine Drohung, und Karen wischte sich über die Augen und zog die Nase hoch und sagte: Vor zwei Stunden war das oder vor drei.

Sie riefen die Polizei an, eine müde Stimme am anderen

Ende der Leitung. Nein, keine Unfallmeldung, nicht heute Nacht. Die kommt schon wieder, sagte der Polizist. Vielleicht ist sie bei einer Freundin. Einem Freund.

David unterbrach ihn: Ab wann wird gesucht?, und der Polizist sagte: Wenn sie am Morgen noch nicht da ist. Und: Wir melden uns, falls wir etwas hören. Kleine Kinder, kleine Sorgen, sagte er. Große Kinder, große Sorgen.

David zog sich eine Hose an, einen Pullover über das T-Shirt, das er im Bett getragen hatte.

Ich fahr die Strecke ab, bleibt ihr hier.

Nein, sagte Anne, ich komme mit.

Sie ging ins Schlafzimmer, nahm eine Jeans aus dem Schrank, eine Strickjacke. Sah, dass ihre Hände zitterten. Karen saß am Esstisch, die Arme vor der Brust verschränkt, sie sagte: Ruft mich an, sobald ihr etwas wisst, okay?

Es hatte aufgehört zu regnen, der Mond war von Wolken verborgen. Sie verließen das Dorf, vier Kilometer bis zum nächsten, dazwischen flaches Land. Anne sah angestrengt aus dem Fenster: die Radwege, die Dünen hinter dem Ulmenhain, dann wieder Gartenmauern, Zäune, Kreuzungen, schmale Gassen zwischen den Grundstücken. Vor dem Supermarkt stand ein Lastwagen, weißes Licht brannte über dem Seiteneingang, zwei Arbeiter schleppten Kisten mit Milchkartons und Joghurts vom Wagen zum Eingang. Beim Gemeindehaus hielten sie an, die Kirchglocken nun ganz nah, zwei Uhr. Im Vorgarten lagen einige leere Coladosen, über dem Eingang hing noch die Girlande aus Plastikbuchstaben, glänzend vor Nässe, Happy Birthday, ein Luftballon mit einer 19 drauf. Hier musste sie losgefahren sein.

Wir fahren im Schrittempo die ganze Strecke ab, sagte Anne, und wo das Auto nicht hin kann, laufe ich.

Der Weg durch das Dorf, vorbei an der Kirche, in die Seitenstraße. Hier entlang, oder eher da?

David kratzte sich am Kopf: Ich weiß es nicht.

Also, sagte Anne, hier lang.

Sie hatten die Fenster geöffnet, kalt zog es in den Wagen hinein. Auf der Landstraße machte David den Warnblinker an. Anne lief den Radweg ab. Zog das Handy aus der Hosentasche, wählte Yolas Nummer. Sprach auf die Mailbox, noch eine Nachricht. Sie konnte das Meer hören, vom Wind gestreift. Als der Radweg endete, ging sie zum Auto zurück.

Nichts, sagte sie, als sie neben ihm saß.

Hier muss sie auf der Straße weitergefahren sein, sagte David. Lass mich mal aussteigen.

Sie kletterte auf den Fahrersitz. David lief am Rand der Straße, blickte die Böschung entlang, starrte in das Dunkel des Waldes. Anne rief Karen an. Nichts Neues, sagte Karen. Und bei euch? Auch nichts, sagte Anne, leider. Es hatte wieder zu regnen begonnen. Nach jeder Bewegung der Scheibenwischer konnte sie David kurz sehen, bevor er wieder hinter den Tropfen verschwand. Sie kurbelte das Fenster herunter. Komm wieder rein!, rief sie. Du kannst von hier drinnen alles genauso gut sehen. Ich weiß nicht, sagte David, meinst du? Aber er ging schon auf den Wagen zu.

Es war noch nicht hell, als sie nach Hause kamen. Karen sagte: Ich mache Kaffee. Sie ging in die Küche. Anne setzte sich an den Esstisch und stützte das Gesicht in die Hände. David hatte den Pullover ausgezogen, ein Handtuch lag auf seinen Schultern. Er sah aus wie ein Sportler, der ein Spiel verloren hat.

Wir rufen jetzt ihre Freundinnen an, sagte er, und als er Annes Gesicht sah: Herrgott, Anne, das ist ein Notfall!

Gibt es, fragte Anne, als Karen den Kaffee brachte, einen Jungen, von dem wir nichts wissen?

Karen überlegte. Ich glaube nicht, sagte sie.

Es war halb sieben, als sie vor der Wache parkten. Der Himmel gelb und blau gefleckt. Es roch nach nasser Erde, nassem Asphalt. Als wäre das Meer über die Insel geschwappt. Als hätte es sich die Insel einverleibt und sie wieder ausgestoßen. Der Polizist, der aus einem der hinteren Zimmer trat, hatte helles fedriges Haar, das ihm über die Ohren fiel. Die Augen fast ohne Wimpern und Brauen, wie bei einem Neugeborenen.

Unsere Tochter ist verschwunden, sagte David, und ich verlange, dass Sie jetzt nach ihr suchen.

Doch es war Karen, die Yola fand. Noch bevor der Suchtrupp aufbrechen konnte, hatte sie ihr Fahrrad genommen und war zum Gemeindehaus gefahren. Auf dem Rückweg sah sie zwischen den Baumstämmen das Schutzblech blitzen. Sie stieg ab und ging über die Böschung in den Wald. Yola lag nicht weit entfernt vom Rad. Karen rief ihre Eltern an, sie klang ganz ruhig. Erst als sie im Auto saß, begann sie zu schreien, hoch und so verzweifelt, dass Anne sie an sich drückte, um sie zu trösten und ihren Schrei zu ersticken, der von nun an, das wusste sie, zu ihnen gehören würde: zu Karen, David und ihr, den Überlebenden.

David trägt das silberne Tablett vor sich her, darauf Brötchen und Kaffee und Orangensaft, Butter und Marmelade. Er bringt es ans Bett, und Anne tut so, als läge sie nicht schon seit Stunden wach, sondern sei eben erst erwacht und überascht.

David sagt: Frühstück. Mach mal Platz!

Sie versucht, im Liegen zu essen, aber das geht nicht. Sie setzt sich in den Schneidersitz, während David die Kissen in seinem Rücken stapelt und Anne zwischen zwei Bissen anschaut, die Augen zusammengekniffen, weil hinter ihr das Fenster ist. Der Hund winselt leise. Dann komm halt, sagt Anne. Mit einer Hand schiebt sie die Decke zur Seite, der Labrador springt auf das Bett und kringelt sich zusammen, den Kopf auf den Hinterpfoten.

Oje, sagt David, schon so spät.

Er steht auf, sagt: Du hast noch Zeit, oder?

Sie sieht ihm hinterher, wie er das Zimmer verlässt, sie hört ihn duschen, dann sieht sie ihm zu, wie er nackt umhergeht, Socken aus dem Schrank nimmt, Unterwäsche, wie er sich anzieht und ihr dabei von Zeit zu Zeit einen Blick zuwirft, der freundlich ist und fragend.

Hast du abgenommen?, fragt sie.

Er sieht an sich herunter, zuckt mit den Achseln, klopft sich kurz auf den Bauch.

Möglich, sagt er, ich weiß nicht.

Sieht gut aus, sagt sie. Dann fügt sie hinzu: Ich gehe heute nicht arbeiten.

Ist dir schlecht?, fragt David, und Anne sagt: Nein, das ist es nicht.

Als sie hört, wie die Haustür geschlossen wird, steht sie auf. Stellt sich unter die Dusche, bis die Haut ganz rot und heiß ist, dann trocknet sie sich ab, ohne in den Spiegel zu sehen.

Die Idee ist ihr plötzlich gekommen, eine Idee, die zugleich ein Entschluss war: Sie würde ihre Arbeit kündigen, heute noch, sie würde anrufen und sagen, dass sie nicht mehr komme.

Wie meinst du das?, fragt Eva. Heute? Oder diese Woche?

Nein, sagt Anne. Generell.

Sie räuspert sich, ein Pochen im Hals, dreh um, denkt sie, jetzt geht es noch. Jetzt ist Eva noch überrascht, ein wenig belustigt vielleicht, aber nicht verärgert.

Ich habe ja noch Urlaub gut, sagt Anne hilflos, und Eva sagt: Hör mal, Anne, was ist los?

Nichts, sagt sie. Ich weiß nicht.

Sie hört Eva ausatmen, stellt sich vor, wie sie die Augen aufreißt, Fassungslosigkeit signalisiert, Unverständnis, für die Kollegen.

Nimm das mal so an, sagt Anne. Ich kündige.

Dann legt sie auf, ohne Evas Antwort abzuwarten.

Auf dem Tisch liegen einige Broschüren, dazwischen ein Briefbeschwerer, ein kleines, gusseisernes Nilpferd, das nutzlos und hübsch dasteht, mit dem Rücken zum Besucher. Irgendjemand hat sich die Mühe gemacht, das Zimmer einzurichten. Fast schon gemütlich, mit seinem blumentranken Teppich, der Federzeichnung an der Wand, über dem Holzschrank eine lange Reihe antiker Schlüssel, jeder an einem Nagel aufgehängt. Anne weiß nicht, ob der Mann, der ihr gegenüber sitzt, dazu passt. Ob sie ihm die Schlüsselammlung abnimmt. Die Blumen und das Nilpferd. Er ist jünger als sie, aber vielleicht täuscht sie sich auch. In letzter Zeit glaubt sie von den meisten Menschen, dass sie jünger seien als sie. Vielleicht kommt das daher, dass sie sich schwer fühlt. Schwere Beine, schwere Füße, die in keine schönen Schuhe mehr passen. Ein schwerer Körper, den sie mit sich herumträgt, pflichtschuldig, ohne jede Zuneigung. Nur ihr

Kopf kommt ihr manchmal leicht vor, schwindelig, als würde er gleich davontaumeln und sie zurücklassen, orientierungslos wie der kopflose Reiter.

Tristan, sagt er. Der Vater ein Wagner-Verehrer, darum die Namen der Kinder: Gunther, Isolde, Tristan. Er lächelt, es hätte schlimmer kommen können: Lohengrin oder Parsifal. Sie kennen sich vom Sehen, Karen und sein Sohn gingen einmal in dieselbe Klasse, Tristan erinnert sich an einen Elternabend, auf dem Anne mit der Mathematiklehrerin Streit bekam, einer rabiaten Oberstudienrätin. Worum es ging, hat er vergessen. Aber eindrücklich war es, sagt er, und dass er – natürlich – auf ihrer Seite war. Sie kann sich nicht erinnern. Nicht an den Streit, nicht an seinen Beistand. Nur die Lehrerin sieht sie vor sich. Ihre groteske Aufmachung. Streng und unmodern. Aber schrille Farben. Eine Demonstration ihrer Unangreifbarkeit.

Also?, fragt Tristan, und Anne sagt: Ich muss mich neu orientieren, so sagt man doch, nicht wahr? Neu beginnen. Irgendwas. Alles. Sie lacht trocken. Zunächst einmal den Beruf.

Tristan nickt, nimmt einen Block zur Hand, einen Stift. Schreibt ihren Namen oben auf das erste Blatt. Darunter das Datum.

Damit zumindest bist du richtig hier, sagt er. Er klingt belustigt, auf eine freundliche Art, nicht spöttisch.

Was sie gelernt hat. Was sie gemacht hat. Studiert, sagt sie, Geschichte. Als Lehrerin gearbeitet, aber nur kurz. Dann kamen die Kinder. Und irgendwann begann sie als Reiseführerin zu arbeiten. Fuhr die Touristen über die Insel, zeigte ihnen das, was sie aus ihren Reisebüchern kannten. Die hellen Felsen. Den Glockenturm und das Inselmuseum. Das Skelett

des Pottwals. Die Ausstellung der Miniaturbilder, manche so klein, dass sie auf einen Hemdenknopf passen. Ganze Landschaften. Und später die Arbeit im Büro der Inselverwaltung. Keine Ausflüge mehr, dafür ein besseres Gehalt. Mehr Verantwortung. Mehr Langeweile. Sie sagt: Die Tage vergingen so langsam. Langsam und gleichzeitig viel zu schnell. Als würde mein Leben verrinnen. Ohne mich.

Will sie das sagen? Ist es das? Sie verstummt und Tristan sagt: Einen Kaffee. Ich hole uns einen Kaffee, einverstanden? Als er wieder ins Zimmer kommt, hat sie sich gefangen. Lobt den Kaffee, zeigt auf die Schlüssel an der Wand. Hast du die gesammelt? Nein, sagt Tristan. Die stammen von meinem Vater. Er selbst sei kein Sammler. Verliere höchstens Sachen. Jeden Tag eine Kleinigkeit. Die Insel muss gesprenkelt sein von meinen Besitztümern. Er lacht. Anne fragt: Ist das gut oder schlecht? Gut, sagt er nach einer Weile. Ich glaube, das ist gut.

Und was willst du jetzt machen?, fragt er, als sie ihre leere Tasse auf den Tisch stellt.

Sie sieht ihn an, fühlt sich kurz sehr jung. Keine Ahnung, sagt sie. Sie überlegt. Keinen Bürojob.

Er zieht eine vertikale Linie in der Mitte des Blattes. Teilt es in zwei Hälften, eine gute und eine schlechte, denkt Anne. Wie sie es als Kind gemacht hat, wenn eine Entscheidung anstand. Plus, hatte sie über die eine Seite geschrieben, Minus über die andere. Bis zu ihrem Studium hatte sie es so gehalten, dann nicht mehr. Hätte es geholfen? Etwas geändert? Und wenn sie es heute noch mal tun würde, noch mal ihr Leben in eine Liste zwingen würde?

Was sie will. Und was nicht. Er notiert es. Manchmal nimmt sie etwas zurück. Nein, sagt sie, das doch nicht. Sie